

# Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der blaue Anker.

Roman von Elfriede Schulz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Es war ein eisgrauer Spätnachmittag Anfangs Februar.

In der großen Etage, die Rothkirchs in dem vornehmen Mietshause am Hohenzollerndamm bewohnten, waren sämtliche Räume festlich erleuchtet. Frau Nataly hatte dem Drängen Susannes nachgegeben und endlich wieder einmal eine kleine Gesellschaft geladen, nur nahe Bekannte. Von Potsdam wollte Dietrich herüberkommen und Schmettau mitbringen, der seit einigen Tagen in Berlin bummelte. Er war erst vor einer Woche von einer Löwenjagd am Nyassa nach Deutschland zurückgekehrt. Die Familie Ladenburg hatte zugesagt, ebenso der Bruder des Freiherrn, Erzellenz Lothar v. Rothkirch aus dem Kultusministerium, der in den letzten Jahren ein ganz seltener Gast auf Bronin geworden war. Auch Lotte Wölflin hatte sich durch Ilse Ladenburg und Susanne bestimmen lassen, später auf eine Stunde herüberzukommen.

„Ach bitte euch, sagt mir heute Papa an wie ein rohes Ei!“ ermahnte Frau Nataly ihre beiden Töchter, die wieder einmal wegen einer Meinungsverschiedenheit in einer Kleinigkeit in eine lebhafteste Auseinandersetzung geraten waren. „Ich bin zufrieden, daß ich Papa so weit bekommen habe.“

Susanne und Eva sahen sich schuldbehaftet an. Mütterliche Ermahnung war wirklich am Platze, denn dem Freiherrn traf man selten anders als gedrückt und mürrisch. Das sonst so gesellige Rothkirchsche Haus war ganz still geworden. Frau Nataly ging kopfslos umher und sah sich wieder mitten drin in dem alten Glend. Tschammer, der zu ihr immer offen und ehrlich sprach, hatte in seinem letzten Schreiben allerlei Andeutungen gemacht, daß der Freiherr wieder die Bauwut zu bekommen scheine. Diesmal wollte er sich auf Szymanowo und Grodsko anstoben. Das wäre immer ein schlechtes Zeichen.

„Halten Sie ihn munter, gnädige Frau, daß der alte Dämon nicht wieder über ihn kommt!“

Einmal ließ sich der Freiherr drei Tage lang nicht sehen. Aus dem Reichstag schickte er nur drei Zeilen, daß er in Kommissionsfachen fort müsse. Er sagte niemand, wo er gewesen war. Es war zum Verzweifeln. Mit Mühe und Not hatte Frau Nataly ihn nun zu der kleinen Gesellschaft überredet. Er mochte keine Menschen sehen und saß am liebsten allein in seinem Arbeitszimmer bei einer schweren Zigarre.

Der Abend ließ sich wider Erwarten gut an. Professor Ladenburg hatte seine unverwüßliche Laune mitgebracht, und namentlich der afrikanische Löwenjäger, der fast kaffeebraune Bernward von Schmettau, ließ keine Trübsal aufkommen.

Er hatte sich von vornherein bei der Hausfrau nett eingeführt und mit einem harmlosen Lächeln um den Platz neben Ilse Ladenburg gebeten.

„Ich bin in der Wildnis etwas verwildert, meine Gnädigste, da wird mir die Nachbarschaft der Professorstochter wieder etwas von der notwendigsten Kultur beibringen. Meinen Dank im voraus!“

Nach dem Abendbrot suchten Schmettau und Ilse ein stilles Plätzchen im Wintergarten.

„Sie können gewiß die Palmen Afrikas nicht vergessen,“ scherzte Ilse, für die Schmettaus unerhofftes Erscheinen eine unbeschreibliche Überraschung war. Ihre Augen leuchteten. Schmettau hatte ohne Förmlichkeit ihren Arm genommen und sie entführt.

„Denken Sie, mein hochverehrtes Fräulein Ilse,“ fing er sofort, als sie sich gesetzt hatten, lebhaft an. „Ich bin direkt von Genua, wo ich von Port Said mit dem „Meißel“ ankam, über Basel und Frankfurt nach Berlin gefahren, richtiger nach Charlottenburg. Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, aber es ist so — ich hatte nur einen Wunsch — in der Tat — nur den einen Wunsch, Sie wiederzusehen.“

„Sie phantasierer aber wirklich kühn drauflos, Herr v. Schmettau,“ sagte Ilse halb unwillig. „Solche Komplimente darf man aber doch nicht zu dick auftragen.“

Aber Schmettau ließ sich nicht beirren. Mit einer sicheren Ruhe fuhr er fort:

„Sie können mich tausendmal unterbrechen, gnädiges Fräulein, und mich auch einen großen Jungen schelten, ich tue Ihnen deshalb nichts zuleide. Es ist wirklich so. — Warum bin ich neulich nach Afrika gegangen? Warum nicht nach Berlin? Wozu erst dieser Umweg über Port Said?“

Er fasste ihre kleine Hand.

„Ich wollte mit Gewalt die wundersamen Broniner Tage zu vergessen suchen. Ich wollte mich mit den Abenteuern wilder Jagden betäuben. Aber ich — ich konnte Sie nicht vergessen, mein hochverehrtes Fräulein Ilse, ich habe Sie lieb gewonnen wie mein Leben, und heute — weiß Gott, ich bin nicht zu Rothkirchs gekommen, um den lieben alten Herrn zu begrüßen — ich kam, weil Sie hier sein sollten. Soll ich noch ein Wort mehr sagen?“

Der braune Jäger sah Professors Ilse mit seinen staubblauen Augen so treu und herzlich an und zog ihre Hände an sich und küßte sie mit einer so heftigen Glut, daß das junge Mädchen nur ein Gefühl hatte, das eines maßlosen Glückes an der Seite dieses frischen, offenerzigen Mannes. Sie fand kein Wort dafür. Es war ihr auch alles so selbstverständlich, als wenn es gar nicht anders sein könnte. Sie lachte ihm wie ein seliges Kind zu und fiel in seine Arme.

„Liebste — Süße — wer hätte das vor einem Jahre gedacht!“

„Bern — ich wußte, daß du kommen würdest. Jeder neue Tag war mir eine neue Erwartung, und als ich dich heute hier sah — ich hätte dir gleich um den Hals fallen können. Und“ — sie wurde rot und etwas verlegen — „ich

habe es dir ja heute wirklich gar nicht schwer gemacht, du wilder Jäger. Wie du mit den Löwen umgegangen bist, da wäre es ja doch ein vergebliches Bemühen gewesen. Warum sind wir so schwach?"

Da drückte er ihr brennende Küsse auf den roten Mund und lachte.

„Weil die Löwen stärker sind wie die kleinen Gassen!"

Und dann wollte er zu ihrer Mutter. Aber Ilse hielt ihn zurück.

„Warte, Liebster, Lotte Wölflin ist wohl schon gekommen. Sie hat Trauer und ist im Schmerz. Warte bis morgen. Ich will erst mit ihr sprechen.“

Lotte war noch nicht gekommen. Aber Susanne sah ihre Freundin seltsam an, und Ilse lachte, halb selig, halb betreten.

„Ihr habt was gehabt, Ilse? Ei — ei — bald werden wir gratulieren.“

Ilse war geblühtet, und Susanne sah ihr ernst nach. Als dann Lotte Wölflin kam, zog Susi die Freundin beiseite.

„Ich glaube, wir können Herrn v. Schmettau gratulieren, Lotte. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Ilse nicht schon längst mit ihm einig ist.“

Lotte Wölflin zuckte leicht zusammen. Langsam und matt erwiderte sie:

„Es tut mir leid um Erich.“

Da war es Susanne Rothkirch, als wenn das Barkett zu zittern begann. Mit Mühe hielt sie die Tränen zurück und flüsterte:

„Es kann auch ein Irrtum sein, Liebste. Komm!“

Schweigend gingen sie zu den andern. Am Flügel sahen sie Ilse mit Schmettau stehen, die Augen voll Seligkeit. Nun wußten sie, daß es kein Irrtum war. Sie steuerten auf das glückliche Paar zu und machten nicht viel Umstände. Das Gratulieren schwirrte durcheinander, der alte Rothkirch schalt auf Friedrich, der doch wissen müßte, was für einen Festakt dieser Art im Weinkeller liege, und Professor Ladenburg war ein wenig außer sich über die Selbständigkeit der modernen Kinder, denen die Alten anscheinend gar nichts mehr zu sagen hätten.

Als die Reden aneinander klangen, stand Dietrich von Rothkirch neben Lotte. Ganz unvermittelt sagte er:

„Ich erlaube mir, mit Ihnen anzustoßen: Auf Wiedersehen im Frühling auf Bronin!“

Das junge Mädchen lächelte kaum merklich.

„Darauf muß ich wohl oder übel antworten, Herr Deutscher, obgleich es noch recht weit bis zum Frühling ist. Und wer weiß es —“

Da unterbrach Dietrich sie fast ärgerlich:

„Sie werden uns doch nicht noch das bißchen Frühling rauben, gnädiges Fräulein? — Ja gewiß, das wäre es, ein richtiger Raub, den Sie uns antäten. Ich falle ja aus den Wolken. Noch zu Weihnachten sagte Papa, das wäre so gut wie selbstverständlich. Und heute —“

„Aber Sie gehen in Ihrer Galanterie doch wohl arg weit, Herr v. Rothkirch. Der Frühling auf Bronin, wie ich ihn mir vorstelle, der kommt und ist doch schön, ob Sie und ich und sonstwer da ist oder nicht. Ich wäre nicht wenig stolz darauf, könnte ich den Frühling nach meinem Belieben bestimmen. Ich glaube, dann gäbe es auf Erden überhaupt nur Frühling, Frühling für alle. Wo bliebe aber da das Reifen der Früchte und das Kräftesammeln für das neue Jahr? Sehen Sie, das kommt davon!“

„Wo Sie sind, ist der Frühling, mein gnädiges Fräulein. Sie müssen eine solche Auffassung schon denen überlassen, die es glauben. Und — nicht wahr, Hand aufs Herz — das tun Sie diesen Gläubigen, oder sagen wir einmal: diesen Abergläubigen, doch gewiß nicht an, daß Sie uns den Frühling so mit Absicht verderben, direkt verderben? Gelt — Sie kommen wieder nach Bronin?“

Schmettau und Ilse, die leise näher getreten waren, hatten lächelnd zugehört. Wie aus einem Munde sagten sie:

„Wer kommen muß, der kommt!“

Und rasch setzte Schmettau hinzu:

„Ich möchte mich verbessern: Was kommen muß, das kommt! — Also kommen Sie nur, meine Gnädigste — auf meine Verantwortung!“

Zum erstenmal sah Lotte auf dem Abend den alten Herrn Lothar v. Rothkirch. Die Erzählung war sehr zurückhaltend, fast scheu, nahm aber doch Gelegenheit, mit Lotte ein paar Worte zu wechseln. Als der Ministerialdirektor

früher wie die andern ging, sah ihn Lotte noch einmal im Mantel. Da kam ihr seine Gestalt bekannt vor. Sie sann nach. Wo hatte sie diesen alten Herrn schon einmal gesehen? — Es war sicher schon recht lange her.

Beim Abschied drückte sie Susanne ein Papier in die Hand.

„Der Autor hat gnädigst gestattet, seinen Brief an Susi Rothkirch zur Kenntnisnahme weiterzugeben. Aber nur an Susi — morgen hole ich ihn mir wieder, wenn du ihn mir nicht bringen kannst.“

Ladenburgs nahmen Lotte Wölflin mit nach Hause.

„Heute haben Sie mir gefallen, Lottchen. Sie müssen wieder mehr unter Menschen. Ich finde, bei Rothkirchs tauchen Sie immer noch am ersten auf. Es sind nette Leute.“

Sie reichte dem Professor die Hand und nickte ihm zu.

„So ist es, Herr Professor.“

### 17. Kapitel.

Daß ein wilder Jäger und polternder Landadelmann zum zärtlichen Mimesänger wird, hat man schon öfters erlebt. Aber die Umwandlung, die mit dem rauhen Bernward v. Schmettau seit seiner Verlobung vorging, hätten seine nächsten Freunde nicht für möglich gehalten. Er fing an, seßhaft zu werden, und sein ganzes Dichten und Trachten drehte sich um seine Braut.

„Zum Kukud! Was habe ich denn bisher auf Gottes Erdboden eigentlich getrieben? Jetzt erst weiß ich, wie schön die Welt ist!“

Er drückte Ilse mit seinen mächtigen Armen an sich, daß sie lachend sagte, man müßte beinahe Furcht vor seiner Simonskraft bekommen. Jeden Tag machte er ihr zum Fest, und die beiden lebten in einem frischen Egoismus so für sich allein, daß Schwester Trude behauptete, sie würden noch blind für alles andere werden.

Als ein klarer Frost einsetzte und im Tiergarten die alten romantischen Eisbahnen unter den hängenden Baumriesen eröffnet wurden, tummelten sie sich dort jeden Tag. Einmal zwangen sie Lotte Wölflin mitzukommen. Aber sie dachte bei sich: Einmal und nie wieder! Verliebte Leute können für die andern unausnehmlich sein.

Schmettau sah sie ernst an.

„Wir sind schreckliche Menschen, gnädiges Fräulein!“

Das wissen wir. Aber wir — wenigstens ich für meinen Teil — kann ich wirklich und aufrichtig Besserung versprechen? Ich habe eine schlechte Kinderstube gehabt, und das ewige Herumtreiben in der Welt hat meine einsamen Manieren auch nicht gerade gebessert. Also — tausendmal Verzeihung! Aber jetzt weiß ich, was ich zu tun habe. Dietrich Rothkirch quält mich jeden Tag: „Nimm mich mit! raus aus der Garnison.“ Er will uns ja gar nicht lästig fallen, sagt er. „Dann laß“ ich mit Fräulein Wölflin!“ Hören Sie nur an. Er weiß nicht, daß Sie ein so schrecklicher Stubenhocker sind, und denkt, ich bin ein netter Kerl und sorge brav für Ilses gute Freundinnen. Armer Junge — wenn du wüßtest, wie hinterpommersisch der Bernward Schmettau immer noch ist! Also abgemacht — morgen bringe ich Dietrich mit und seinen Intimus, den kleinen dicken Josias Sellerhofen. Und Sie und Susi Rothkirch — topf, schlagen Sie nur ein. Da wird nichts abgehandelt! Sie sind morgen meine, hm, unsere Gäste!“

Ilse hängte sich in Lottes Arm und schmeichelte sich an.

„Ja, ihr müßt alle beide mit! Wenn du wüßtest, wie rot die Rosen auf deinen Wangen sind, die der Frost dahin gemalt hat. Also — ihr kommt.“

Am nächsten Tage kam Schmettau mit Susanne und Dietrich Rothkirch und holte seine Braut und Lotte Wölflin ab. Sellerhofen war schon auf dem Eise. Sein Vater sah eine Meile von Bronin auf Dubienko. Der kleine Josias und Susanne buzten sich von Jugend auf. So gruppierten sich die Paare von selbst.

Der Husar war mit Lotte Wölflin bald allein.

(Fortsetzung folgt.)

### Der Tornister.

Kulturgeschichtliches zur Soldatensprache.

Von Dr. J. Stanjek.

Im Leben unserer waderen Feldgrauen spielt der Tornister eine ganz hervorragende Rolle. In ihm tragen sie alles mit sich herum, was sie außer den Waffen und der Munition zu des Lebens und des Krieges Nothdurft gebrauchen. Und wenn sich

der Soldat im Kriege auch dieses abgewöhnt hat und abgewöhnter mußte, was ihm vorher als geradezu unentbehrlich dänkte, so bleibt ihm doch noch sehr vieles im Tornister zu tragen übrig. Man kann daher begreifen, daß ihm der „Affe“ oder das „Kleiderspind“ oft lästig genug fällt. Namentlich während langer anstrengender Märsche wird ihm dieses „Möbel“ überaus unangenehm. Was sollte aber der Soldat ohne Tornister anfangen? Sein Verhältnis zu seinem ständigen Begleiter ist wie dasjenige manches Ehegatten zu seiner besseren Hälfte. Mit dieser glaubt er nicht leben zu können, ohne sie aber erst recht nicht.

In manchen Gegenden sprechen die Soldaten von ihrer „Kommode“, von ihrem „Kasten“, oder gar vom „Glaschrank“. Auch die Bezeichnung „Rheumatismuskasten“ hört man vielfach; bei diesem Vergleich ist keine Beziehung auf wirklichen Rheumatismus zu suchen. Im Volksmunde bezeichnet man oft Schmerzen im allgemeinen als Rheumatismus; und der Tornister verursacht seinem Träger häufig genug gehörige Druckschmerzen. Die Soldaten einiger schlesischer Regimenter benennen ihren Tornister auch als „hölzernen Ofen“; sie bringen damit zum Ausdruck, daß sein Tragen dem Soldaten oft kräftig einheizt, namentlich bei großer Hitze. Bei den bayerischen Soldaten sind Bezeichnungen „Kell“, „Raibel“ und „Mudl“ im Schwange. Die erste dieser Bezeichnungen bedarf nicht der Erklärung. Das Wort „Raibel“ ist die verkleinerte süddeutsche Form des norddeutschen Wortes „Korb“; einer alten Tradition zufolge werden die Tornisterüberzüge in der Hauptsache aus Raibfellen hergestellt; auch rotbraune Hohlentelle eignen sich für diesen Zweck. Zu den Tornistern der Jäger und Schützen werden Dachsfelle verwendet; diese heißen daher auch „Dachse“. In dem jetzigen Kriege trägt ein Teil der Soldaten auch rotbraune Segeltuchornister. In dem Namen „Mudl“ liegt eine Abkürzungsform des Heiligennamens Nepomuk (Johannes von Nepomuk) vor; der Name des böhmischen Nationalheiligen wird auch in den katholischen Nachbargebieten Böhmens vielfach als Vorname gebraucht. Daraus entwickelte sich der Spitzname „Mudl“, den man in Bayern namentlich beim Militär vielfach antrifft. So nennt beispielsweise der Münchener Soldat die dortigen kleinen Weißbrötchen „Nennigmudeln“. Nicht übel ist auch die scherzhafte Bezeichnung „Bundesslade“, die der Soldatenhumor dem Tornister gegeben hat. Auch der nichtberittene Offizier trägt bei uns im Felde einen Tornister, der viel leichter und bequemer ist als der Mannschaftstornister. Tropdem erfreut sich der sogenannte Pionniantstornister bei seinen Trägern seiner besonderen Beliebtheit; diese haben ihm daher den höchst merkwürdigen Beinamen „Schandfled des Rittertums“ verliehen. Der französische Soldat nennt den Tornister havresac; die Naturgeschichte des französischen Tornisters ist uns also sofort klar: er ist aus dem Havresack des deutschen Kavalleristen hervorgegangen.

Woher aber führt unser Tornister seinen Namen? Die Naturgeschichte dieses Namens ist womöglich noch merkwürdiger als die des französischen havresac. Er kam aus dem Westslavischen in unsere Militärsprache; im Böhmischen und Slowakischen heißt er kanistra, und daraus ist dann die deutsch klingende Form „Tornister“ entstanden. Nicht wenige unserer heutigen militärischen Bezeichnungen sind aus dem Osten zu uns gelangt; es sei nur an die Worte „Man“ und „Hufar“ erinnert, sowie an eine Reihe von Waffen- und Ausrüstungsbezeichnungen wie Säbel, Dolch, Kallisch, Saubize, Tschapka, Kalpak, Utzila usw., die sämtlich slavischen oder ungarischen Ursprungs sind.

Die Slaven sind aber keineswegs die Erfinder des Tornisters, wie viele aus den Tatsachen schließen zu können glauben, daß das Wort „Tornister“ aus dem Slavischen in unsere Sprache gewandert ist. Im 17. Jahrhundert begegnen wir im Deutschen für den Tornister neben dem Worte Kanister auch der Bezeichnung Kanister. Dieser letzte Ausdruck ist für die Erklärung des Wortes Tornister sehr wertvoll. Die alten Griechen bezeichneten mit ihrem Worte kanistro einen aus Rohr geflochtenen Korb. Das Rohr und seine Bezeichnung im Griechischen kannna, die auf ein phönizisches kanah zurückgeht, spielt in der Kultur- und in der Sprachgeschichte eine sehr hervorragende Rolle. Da schon die alten Phönizier das Rohr als Meßstab verwendeten, weil der Abstand zwischen den einzelnen Knoten der Rohrstengel eine fast immer wiederkehrende bestimmte Größe hat, erklärt sich daraus das griechische Wort kanon in der Bedeutung Meßstab, Richtschnur, Regel und auf diesem Wege kamen die Canones in der Kirche und in der Musik, die kanonischen Bücher, die Kanoniker der Kirche usw. zu ihrem Namen.

Als Kanoniker bezeichnet man mitunter scherzhaft unsere braven Kanoniere. Wie erklärt sich dieser merkwürdige Gleichklang im Anfang der beiden Wörter Kanoniker und Kanoniere? Sehr einfach. Auch unsere Kanone, der die Kanoniere ihren Namen verdanken, führt den Ursprung ihres Namens auf die griechische Bezeichnung des Rohres; kannna zurück. Da das Rohr hohl ist, belegten die alten Römer danach eine Röhre mit dem Ausdruck canalis. Nun wissen wir auch, was unsere Fremdwörter Kanal und Kanäle zu bedeuten haben. Das italienische Wort cannone, von dem unser Ausdruck Kanone herkommt, bezeichnet ebenso ein großes Rohr wie das ebenfalls italienische Wort ballone einen großen Ball. Die dem Italienschen eigene Endung — one ist eine sogenannte Vergrößerungsendung. Man darf also die Wiener nicht verpöten, weil sie „Luftballohn“ sagen; die norddeutsche Aussprache des Wortes

Luftballon ist eigentlich falsch, da es sich hier nicht um eine mit Hilfe der französischen Endung — on gebildete Verfeinerung handelt, sondern um eine recht sehr in die Augen fallende Vergrößerung.

Das Rohr hat aber neben seiner Bedeutung als Meßstab und als Röhre noch eine dritte sehr wichtige Aufgabe in der Kulturgeschichte zu erfüllen. Schon die alten Phönizier flochten aus seinen Stengeln Körbe. Die Griechen belegten solche Körbe u. a. mit dem Namen kanistron und kantron. Der letzte Ausdruck wanderte u. a. ins Spanische; in dieser Sprache wurden besonders diejenigen aus Rohr geflochtenen Körbe, in denen der in den westindischen Kolonien geerntete Tabak nach Europa geschafft wurde, mit dem Namen canastro belegt. Daher hat also „Kanaster“, der gelbe“, den „uns Avollo präpariert“ hat, seinen Namen. Der anderen Wortform kanistron waren aber militärische Ehren vorbehalten, wie das schon erwähnte Wort „Kanister“ zeigt, das bei uns im Sinne des heutigen Ausdrucks „Tornister“ schon im 17. Jahrhundert gebraucht wurde. Das Wort ist also ohne jeden Wandel in seiner Form aus Konstantinopel zu uns gewandert. Die griechischen Soldaten der byzantinischen Zeit trugen Rohrkörbe auf dem Rücken; die Balkanvölker ahmten diese Sitte nach, und so begegnet uns dem später das aus dem griechischen kanistron (kanistron) hervorgegangene Wort taistra in der Bedeutung „Rittersack“ im Rumänischen und dann im Polnischen. Im Böhmischen und Slowakischen entwickelte sich aber aus dem byzantinischen kanistron die Form kanistra und dieses Wort bezeichnet hier schon das wichtige militärische Ausrüstungsstück, das der Soldat auf Märschen und im Kriege auf seinem Rücken trägt.

Aus dem Militärdienst wanderte der Tornister in die Schule; die kleinen Ab-Rekruten tragen Schultornister, die auch einfach „Tornister“ genannt werden. Merkwürdigerweise erfreut sich diese bequeme Schultasche bei den Schülern und Schülerinnen keiner besonderen Beliebtheit; sobald es ihnen nur möglich ist, vertauschen sie den Tornister mit der unbequemen in der Hand zu tragenden Büchertasche oder Mappe. Worin mag die merkwürdige Abneigung der Jugend gegen den Schultornister ihren Grund haben? Dieselben Jungen, die nicht dazu zu bewegen sind, sich auf dem Wege zur Schule den Tornister aufzutragen, tragen auf Ausflügen mit Wolle den Rucksack.

Sonst begegnet man dem Worte „Tornister“ oder vielmehr einer Ableitung von ihm nur noch in einem einzigen Falle in der nichtmilitärischen Sphäre. Wir bezeichnen das menschliche Haar, namentlich dasjenige von Damen, dessen eigenartiges röthliches Blond an die Farbe des Raibfelles erinnert, aus dem der Tornisterüberzug gefertigt ist, als tornisterblond. Dieses Tornisterblond soll manchmal nicht echt sein; umso edler ist aber die Farbe des Raibfelltornisters. Man hält an ihr bei unserem Militär aus alter Gewohnheit fest, obwohl es auf die Farbe gar nicht ankommt, wie die Dachse der Jäger und Schützen zeigen, die schon immer das bekannte Feldgrau der Dachse aufgewiesen haben. Als man bei Ausbruch des jetzigen gewaltigen Krieges unsere Soldaten ganz in Feldgrau kleidete, nahm man die Farbe der Tornister davon ausdrücklich aus; auch die neuen Tornister, die in großer Zahl während des Krieges für den ins Feld rückenden Ersatz angefertigt wurden, sowie die aus Segeltuch angefertigten Tornister weisen die bekannte rotbraune Tornisterfarbe auf. Da der Soldat auf seinen Tornister noch viele andere unentbehrliche Gegenstände wie den Mantel und die Zeltbahn packen muß, ist bei seiner feldmarschmäßigen Ausrüstung nur noch wenig von der verräterischen Tornisterfarbe zu entdecken.

... Und sie küßten sich beid' zur Sommerszeit ...

Von M. Janowski.

Durch Busch und Hecken, über Wies' und Beet ging die wilde Jagd. Ei! das war aber auch ein gar linkes Rehlein, die braune Agath' und der schlauke blonde Jäger — der sonst so würdige, ernsthafte Primaner hatte ordentlich Nähe, die Spur des Schmal-tierchens nicht zu verlieren. Endlich bei einer Biegung gelang es ihm, einen der langwehenden braunen Böpfe zu erwischen — und da hatte er selbstverständlich das daran baumelnde Mädel mit erwischt.

Triumphierend hielt er seine Beute fest, mit seinen, von gesundem Sport gestählten nervigen Jünglingsarmen. „O, yui! hast du eine rohe Kraft, Gert!“ maulte Agath', „laß gleich los, oder...“

Belustigt sah Gert Hohendorf in die funkelnden Augen der Sechzehnjährigen, ein gar wilder, unbändiger Rader war die Agath', deshalb ließ er sie gern ein bißchen seine überlegene Macht fühlen. Im selben Augenblick aber schrie er auf und ließ jäh das Mädel los. Ganz verdunstet schaute er auf den kleinen Finger der rechten Hand — aus dem ein dicker, roter Blutstropfen quoll. Entsetzt blickte jetzt auch Agath' darauf — ohne Heberlegung hatte sie ihm die Nadel, welche sie gerade in der Hand hielt, in den Finger gestochen — in dem Weitreiben, sich frei zu machen; nun sie aber sah, was sie angerichtet, war all ihre Wildheit fort. Ganz unglücklich starcte sie auf den wunden Finger, der einen Blutstropfen nach dem andern entsandte — gleichsam — um für das schuldberühmte Mitleid noch mehr Propaganda zu machen.

Der schlaube Primaner aber stand dabei, halb belustigt über die zerknirschlichen Sätze des jungen Mädchens — mehr aber noch entsetzt von ihrem echt fränkischen Mitleid.

Und nun nahm Agath den blutenden Finger zart in ihre kleinen weißen Hände, und ehe Gert ihr Vorhaben ahnen konnte — küßte sie sanft und lind die roten Tropfen fort.

Da war es aus mit Gerts schöner Männerwürde, das Blut stieg ihm siedend heiß zu Kopf, heftig riß er das kleine süße Mädel an sich... und sie küßten sich heiß zur Sommerzeit... Ein bißel ungeschickt war es noch... dieses Küßsen, geschah es ja von den beiden Hauptbeteiligten zum ersten Male... aber süß war es auch — märchenhaft.

Von nun an aber mieden sich die bisher Unzertrennlichen in stummem Einverständnis, was brauchte es die böse Welt, die ja doch nur darüber spötteln und lächeln würde, zu wissen. Wenn es irgend angänglich war, gingen sie sich aus dem Wege; es war etwas unjagbar Schünes und Hartes über sie gekommen, das sie ruhig harren ließ — auf die Zeit der Reise.

Und dann war über Nacht der Krieg da — ins Land hatte er sich geschlichen auf leisen nachtschleichenden Sohlen, von neidischen, hämischen Gefellen in unsere friedlichen ruhigen Gauen gedrängt. Doch der Deutsche Kaiser und sein stolzes Volk hielten den Fremden, Völkermördernden willkommnen, noch nie zögerte ein Deutscher, wenn ein Feind mit einem Fehdehandschuh winkte.

All-Deutschland stand auf wie ein Mann, um mit seinem gekrönten Kaiser an der Spitze dem längst beabsichtigten meuchlerischen Ueberfall in würdigem Kampfe zu begegnen.

Ungestimmt scharte sich alles zu den alten siegenrauschenden Fahnen, allen voran die Jungen, die Jüngsten — Deutschlands ewiger Stolz, unsere herrlichen Kriegsfreiwilligen! Und einer der ungestümsten unter ihnen war Gert Hohendorf.

Was galt ihm jetzt Vater und Mutter, was die kleine süße Agath! Das Vaterland, das Vaterland über alles! Nur verstand er erst ganz die glühende Begeisterung der Freiheitskriege, jetzt wurde ihm auch das Buch des herrlichen polnischen Helden, der gleich mächtig mit der Feder — wie mit dem Schwerte war, recht verständlich, dessen Wahlspruch war: *Dziś zyna nad wszystko* (Das Vaterland über alles!) Und schließlich, was war enger mit dem Vaterlande verknüpft, als die Heimat — und die, welche in ihr hausten und schafften — also wenn er fürs Vaterland, fürs heilige Vaterland kämpfte, so geschah es auch zum Teil für Agath!

Im Oktober schon konnte er stolz von ihr Abschied nehmen, sein Notabitur hatte er glänzend bestanden. Nur stand er vor ihr dank und süßant in dem schönsten Rocke, den es augenblicklich für den deutschen Mann gab — der selbgrauen Uniform. Eine leuchtend rote Rose steckte ihm Agath an, eine Nachzüglerin ihrer damals im Juni so üppig blühenden Schwestern... und sort wie etwas Heiliges küßte Gert zum Abschied die zuckenden Lippen. Und dann ging's hinaus! Der Herbst, der Winter und auch der Frühling hatten ihre Freude an dem tollkühnen Draufgehen des Jünglings — für ihn schien keine Kugel gegossen zu sein, — der Liebling des ganzen Bataillons, den schon lange das Eisene Kreuz schmückte, ging selbst aus dem dichtesten Kugelregen hell hervor.

Was ihn schließlich doch eine erwischte, den kleinen Finger der linken Hand riß sie ihm weg, auch die anderen Finger bekamen tüchtig ihr Teil ab.

Mergerlich sah Gert auf das rote Blut, das unablässig niederrieselte, wie rote Rosen leuchtete es aus dem grauen Staub der Landstraße — und plötzlich stieg leuchtend die Szene vor seinen Blicken auf, da das kleine, zerknirschte Mädel die paar armseligen Blutstropfen fortküßte in grenzenlosem Mitleid.

O, du heiliges Mitleid der deutschen Frauen! Wie wirst du in diesem Kriege in Anspruch genommen — wie herrlich bewährst du dich aber auch hier!

Gerts erste Frage, als ihm der junge Sanitätsunteroffizier die Hand verband, war, ob — er wohl bald wieder diensttauglich sein würde... sonst — ja, was sollte man wohl ohne ihn machen, und jetzt sollte er gerade nach Italien herunter, zu dieser kalten, hinterlistigen Barde... da schadete doch schließlich das Wunden Finger weniger nichts. Lächelnd meinte aber der freundliche Helfer, er werde sich in der Heimat wohl erst gesund pflegen lassen müssen... Heimat! — Acht Monate hatte er sie nicht gesehen, nun sollte er wirklich hin?

Und er sah sie wieder im Schmuck der Rosen, sah die Heimat wieder und die kleine wilde Agath, die jetzt aber gar nicht mehr klein und wild war. Aug in Aug standen sie sich gegenüber und konnten dies holde Wunder kaum fassen — und da glantz es auf in den beiden leuchtenden Augenpaaren, wie damals vorm Jahr... und sie küßten sich heiß zur Sommerzeit...

### Vermischtes.

\* Eine neue Kriegsindustrie in der Schweiz. Zu den verschiedenlichen Industriegewerken der Schweiz, die durch den Krieg lahmgelagert wurden, gehört auch die im Freladen blühende Erzeugung von Holzschmitzeren. Die Schweizer Holzschmitzer, die fast alle aus dem Bauernstande hervorgehen, sind durch ihre besonders auf den Fremdenverkehr zugeschnittenen Erzeugnisse überall

bekannt. Es ist begreiflich, daß jetzt nur wenige Andenken an die Schweiz in die Welt wandern; und darum hat die Gilde der Schweizer Holzschmitzer sich nach einem neuen Erwerbszweig umgesehen. Wie „Daily Chronicle“ berichtet, haben die Holzschmitzer sich auf die Verstellung künstlicher Gliedmaßen für die Kriegsverletzten eingestellt. Während Deutschland imlande ist, durch eigene Organisationen den Bedarf auf diesem Gebiete fast ausschließlich im Lande selbst zu decken, sehen Frankreich und England sich zum großen Teil auf die Schweizer Fabrikation angewiesen. Das für die künstlichen Gliedmaßen erforderliche Holz wird auf den bergigen Hängen in der Gegend von Urienz und im Bereiche des Thuner Sees gefaßt. Die Verarbeitung des Materials zu künstlichen Armen, Beinen und Füßen geschieht meist daheim in den Dörfern der Holzschmitzer. Besonders Interesse wird auch einem neuerfundenen kleinen Holzapparat zugewandt, der in der Ohrmuschel angebracht wird, um zur Abschwächung des Schalles der Geschütze, Gewehre und Bomben zu dienen. Es heißt, daß die französische Regierung damit beschäftigt ist, den Apparat zu erproben, um gegebenenfalls zwei Millionen dieser Ohrschützer in Auftrag zu geben. Außerdem verfertigen die Holzschmitzer auch noch Schach- und Domknospieler, die zur Zerstreuung der Soldaten an der Front verteilt werden sollen.

\* Betrunkene Offiziersfrauen in England. Die Londoner Gerichtshöfe bringen in letzter Zeit immer häufiger Dinge an den Tag, die kein sehr ehrenvolles Licht auf die Moral der Bevölkerung werfen. Ganz besonders sind Anklagen gegen Frauen wegen Trunksucht an der Tagesordnung. Die Frauen, deren Männer im Felde stehen, erhalten von der Regierung eine ansehnliche Kriegsunterstützung, die sie nicht selten in alkoholischen Getränken anlegen. Bemerkenswert ist, daß solche Fälle von untreue-willig staatlich unterstützten Trunkgegnen sich nicht nur auf die niederen Volksschichten beschränken, sondern selbst in den Familien der abwesenden Offiziere zu finden sind. So berichten die neuesten Londoner Blätter über eine Gerichtsverhandlung, in deren Verlauf die elegante Gattin eines Offiziers verurteilt wurde, weil sie die ihr vom Staat zugewiesenen Summen ganz einfach vertrannt. Der Richter selbst bezeichnete den Fall als einen „öffentlichen Skandal“. In einer anderen Verhandlung erzählten die als Zeugen vorgeladenen Schulkleute, sie hätten in einer Straße der Vorstadt sämtliche Frauen betrunken angetroffen.

### Büchertisch.

— Die Kunst. Zu keiner Zeit wohl ist so oft Friedrichs des Großen sowie seiner unerhörten Kämpfe und Siege gedacht worden, wie gerade jetzt, und was läge wohl für den Kunstfreund näher, als der Schritt von dem großen König zu dem großen Schilder seines Lebens und seiner Taten: *Aboll von Menzel*. Im *Monatsschrift der Münchner Kunstzeitschrift Die Kunst* (Verlag von F. Bruckmann N. G.) finden wir nun einen reich mit Abbildungen geschmückten Aufsatz über Friedrich den Großen im graphischen Werk Menzels, der uns die glänzende Zeichenkunst Menzels vor Augen führt und zugleich die große Zeit des Preußenkönigs auf das lebendigste schildert. Ebenfalls nicht ohne kriegerische Anklänge ist der Aufsatz über die Münchner Expositionsausstellung, die einzige Münchner Ausstellung großen Stils in diesem Jahre. Einen sowohl als Maler als auch Radierer hervorragenden Künstler lernen wir in dem Prager Max Svabinsky kennen. Sehr lesenswert sind die Betrachtungen Dr. G. J. Wolf's über die deutschen Ausstellungen nach dem Kriege. Aus dem der dekorativen Kunst gewidmeten Teil des Festes haben wir als besonders aktuell die Ausstellung der Münchner Ostpreußenhilfe hervor. Ein Aufsatz über neuere Arbeiten des Düsseldorfer Architekten Eduard Wehner sowie über Deutsche Volkskunst in Bauernsiedlungen runden den Inhalt dieses wieder sehr reichhaltigen Festes der Kunst aufs glücklichste ab.

— Die Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) beginnt soeben ihren 40. Jahrgang. Der erste Band (75 Bg.) bringt einen großen Zeitroman „Ich gab mein Leben“ von Henriette von Morheim und die Erzählungen „Der Offizierspion“ von Horst Bodemer und „Heimkehr“ von Fritz Müller. Weiter nennen wir aus dem reichen Inhalt „Im Krater vertrieben, ein Erlebnis auf Neuseeland“ von Ferd. Emmerich, und die Humoreske „Der Burgumherdoktor“ von Lothar Brenkendorf. Auch „Der Weltkrieg“ findet eine knappe und klare von Abbildungen unterstützte Darstellung.

### Verstärktel.

Schmorbraten — Langensalze — Festung — Landhaus — Catgut — Apolda — Schimmel — Bundesstaat. Aus jedem der vorstehenden Wörter sind der Reihe nach drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, so daß sich daraus ein Sprichwort ergibt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Zitatenträfels in voriger Nummer: Schön ist die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.